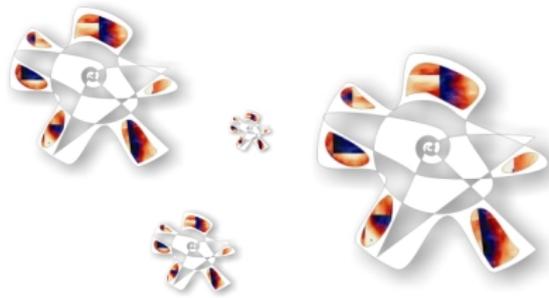


Schneeglöckchen



Bastian Fähnrich

Noch vor wenigen Minuten durchflutete die Sonne den Himmel. Die Erde war eingetaucht in eine Botschaft aus Licht. Ein Sonnenuntergang bemalte den Horizont, der nur von ein paar rauchenden Kaminschlotten, rostroten Dächermeeren und wenigen Antennen – Schiffsmasten gleich – verstellt war. Jetzt wütet Schneegestöber und durchwühlt die eiskalte Luft. Nass glänzen die Straßen. Vorhänge hinter matt durchleuchteten Fenstern verschließen die Sicht nach draußen. Langsam ziehen Schneewassertropfen ihre Spuren auf dem glasigen Grund, bevor sie über die Fensterkante in die Tiefe fallen. Fast lautlos plitscht das klare Nass auf den schwarzen Teer.

Da unten geht jemand vorüber. Ein Wollmantel verbirgt die Gestalt. Einzelne Schneekristalle zerschwimmen auf dem Mantel. Sie werden sofort aufgesogen von kleinen, nimmersatten Wollfasern. Tausende dieser Fäden recken ihre krausigen Häuse den feuchten Himmelstränen entgegen. Wenn sie schwerer werden, dann verschenken sie ihre Last wieder. Tatsächlich trieft der schöne Umhang schon. An der tiefsten Wollefalte sammelt sich das duftende Wasser. Die Person bleibt stehen. Sofort bildet sich eine Pfütze im Schneematsch. Plötzlich heult der Wind erneut auf, umtost die Gestalt, währenddessen das Schneewasser wie Gischt die Schuhe bestäubt und schnell das feine Leder durchdringt. Wild zerzt der nächste Windstoß an dem klatschenden Umhang, rüttelt an der zierlichen Gestalt und drückt sie mit ungemeiner Kraft an die Hauswand. In weitem Bogen werden Wasserperlen durch die Luft geschleudert. Bevor sie aber silbrig im Laternenlicht glänzen, sind sie schon verweht.

Nur noch die Schuhspitzen sind von hier oben sichtbar. Damenschuhe. Dunkles Leder. Schnürsenkel. Dann beginnt der sandsteinfarbene Fenstersims. Er verdeckt alles weitere unter dem Fenster. Der seichte Vorhang kitzelt im Nacken. Das Fensterglas fühlt sich kalt an. Jetzt bewegen sich die Schuhspitzen. Sie rutschen langsam nach links, Richtung Hauseingang. Da – eine Windböe entführt ihre

Kapuze auf die Straße. Eine Hand greift fassungslos hinterher. Mehr nicht. Die Hand sinkt zurück neben den Körper.

Sie bleibt wieder stehen. Es regnet nun nur noch. Der Scheinwerferschein von irgendeinem Fahrzeug tastet sich die Nebenstraße entlang. Ein Wagen kommt um die Wegbiegung; die Lichtkegel streifen die Backsteinmauer und wischen für eine Sekunde über die Frauengestalt. Ihr Gesicht wird sichtbar. Nasse, kastanienbraune Haare hängen in Strähnen im Wind. Ihre Wange glänzt vor Nässe, und ihre Augen erfassen scheinbar das Scheinwerferlicht. Ihre rechte Hand gibt ein Zeichen zum Anhalten. Das Fahrzeug fährt vorüber, überrollt die wollene Kapuze und hinterlässt nichts als einen kleinen Wellensturm in den ausgefahrenen Fahrinnen. Ihr Kopf neigt sich zur Seite, als ob sie nach dem sich entfernenden Wagen lauschen wollte.

Ein kurzes Klopfen an die Fensterscheibe lenkt ihren Blick langsam nach oben. Dann wieder nach unten. Sie hat nicht auf das richtige Fenster geschaut. Sie tastet sich noch weiter nach links, und bekommt die scharfe Kante des gemauerten Hauseinganges zu spüren. Dann ist sie verschwunden. Der Eingangsbereich ist nicht sehr groß. Ein paar Klingeln und Briefkästen mit Namensschildern beweisen das Vorhandensein von Menschen in diesem Haus. Es klingelt nicht. Keinerlei Geräusche außer dem Regenprasseln dringen durch den Raum. Das ganze Haus versinkt in der Stille. Nur die Heizung knackt und rauscht.

Ein paar Schritte vom Fenster weg, durch die Küche, und da ist die Wohnungstüre. Die Türklinke fühlt sich metallisch kühl an. Ach ja, das Treppenhaus. Sie muss im Treppenhaus sein. Dort unten muss sie stehen. Tatsächlich. Sie atmet – ganz gleichmäßig. Das aufgefangene Wasser im Wollmantel tropft auf den Holzboden, tickt gleichmäßig wie ein Sekundenzeiger.

„Kommen Sie nach oben. Mögen Sie heißen Kaffee? Sie können sich eine Weile aufwärmen.“

„Haben Sie ans Fenster geklopft!?“

„Ja, kommen Sie - es sind nur ein paar Stufen!“

„Sicher. Warten Sie einen Augenblick.“

Ihre Schuhe klatschen auf dem Treppengang. Das alte Holzprofil knarrt sogar wegen leisen Damenschuhen. Da kommt sie. Langsam, fast unsicheren Schrittes wagt sie sich bis auf den Schuhabstreifer, der mit einem „Herzlich willkommen!“ grüßt. Die Schuhsohlen streichen über das raue Gewebe.

„Hallo. Bin ich hier richtig?“ Sie lächelt, schüttelt ihre Haarsträhnen und fährt sich mit den Händen durch die nassen Haare, bis sie wieder richtig liegen. Ihr dunkelgrüner Wollmantel riecht sanft nach irgendeinem Parfüm. Wunderbare Augen strahlen mich an - an mir vorbei, durch mich hindurch.

„Sie sind blind... Warten Sie. Passen Sie auf. Einen Moment. Ich habe es mir fast gedacht. Entschuldigung. Ja, kommen Sie doch rein.“ Sie ergreift meine rechte Hand, so dass ich ganz überrascht zusammenzucke. „Wie lange haben Sie mich schon beobachtet?“ fragt sie, während sie sich auf das weiche Sofa setzt. „Eine kleine Weile. Ich habe die dunklen Wolken gesehen, bevor es zu schneien begann. Dann tauchten Sie in dem Getöse da draußen auf... irgendwie ganz unvermittelt bin ich an Ihnen hängengeblieben.“

„An mir?“

„Eher an Ihrem Mantel. Oder doch ... na ja, brauchen Sie ein Handtuch? Einen Moment bitte, ich hole Ihnen auch noch ein Paar Wollsocken ... die Kaffeekanne setze ich auch gleich auf.“

Als ich zurückkomme, liegt ihr grüner Mantel über der Heizung, ihre Augen sind geschlossen, und sie lauscht nach den Geräuschen in meiner Wohnung. Die Kaffemaschine seufzt und spuckt heißes Wasser auf die frisch gemahlene Bohne. Wasserdampf trägt den Duft aus der Küche ins Wohnzimmer.

„Sie können mich nicht sehen, nicht wahr?“

„Ja, das stimmt. Ich kann Sie aber hören. Sagen Sie was. Irgendwas.“

Ihr Kopf berührt die Lehne des Sofas, während sich Ihre Hände sanft in der warmen Decke vergraben, die sie um sich geschlungen hat. Leise flüstere ich in ihre Richtung: „Sie haben ein wunderschönes Gesicht. Ohne einen Spiegel zu gebrauchen.“ Zunächst sagt sie gar nichts darauf, wartet einen Augenblick und wippt nur leise mit ihren Füßen.

„Ich weiß.“ schmunzelt sie.

Nach einer Weile leeren, warmen Schweigens macht sich die Stille bemerkbar. Der schwarze Kaffee scheint fertig aufgebraucht zu sein. Die heißgefüllten Becher dampfen sichtbar. Ihre Fingerspitzen erwärmen sich langsam. Das Kaffemilchgemisch ohne Zucker gurgelt sahnig durch die Kehlen. Sie hat einen wunderschönen Hals. Ihre Blicke treffen meine Augen, spielen aber Verstecken mit meinen Gedanken.

„Mögen Sie Blumen?“ versuche ich die Wortlosigkeit zu beleben.

„Ja, Schneeglöckchen. Sie erinnern mich an meine Kindheit. Fröhliche Bilder. Schneegestöber. Dicke, weiche Flocken. Dann die Schneemänner. Immer größere Kugeln haben wir gewälzt. Aber am schönsten waren wirklich die Schneekristalle. Ich glaube, dass sie sich lieben, wenn sie zu Boden schweben. Im Sturm tanzen sie wie wild, zu zweit umarmen sie sich, werden dadurch schwerer, drehen sich und fallen scheinbar lautlos durch die Luft. Haben Sie jemals die Musik gehört, nach der sie sich bewegen?“

„Sie tanzen alle nach der gleichen Musik?“

„Ja, das tun sie. Sie treten sich zwar gegenseitig auf die Füße, aber das stört sie

nicht. Sie wissen, dass sie fallen, sich auflösen oder ganz zu Eis erstarren, sobald sie den Boden berühren.“

„Sie meinen, dass sie die Umarmung in der musikträchtigen Luft genießen, da sie wissen, dass alles irgendwann ein Ende nimmt?“

„Genau. Sie leben nicht wie wir, sondern sehen sich in die Augen, wenn sie miteinander durch die Luft fliegen.“

Gedankenblitze durchdringen unvermittelt meine Fantasie. Sie versuchen, mir Ihr Versteck zu zeigen. Doch ihre wasserblauen Augen bleiben leer, als ich ihr schönes Gesicht betrachte. Ihre Sterne funkeln nicht – nicht sichtbar. Ich glaube, ihr jetzt eine Frage stellen zu müssen: „Sie können nicht sehen. Wie tanzen Sie in der Welt?“

„Ich habe Hände und Füße, Ohren, einen Mund und eine Nase. Machen Sie die Augen einen Moment zu.“

Ich höre noch, wie sie die Kaffetasse auf dem Tischchen mit einem leisen, tönernen Klappern abstellt, dann spüre ich ihre Hand in meiner Rechten. Sie zieht mich aus meinem Sessel und schenkt mir ihren anderen Arm, hakt sich sanft bei mir ein. Wir wagen ein paar Schritte, bleiben wieder stehen. Sofort öffne ich die Augen. Das verblassende Licht im Zimmer zeigt mir wieder die Farben der Gegenstände um uns herum. Sanft streiche ich über ihren Pullover, befreie mich von ihrer Nähe, die mich plötzlich einzufangen scheint.

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Vertrauen Sie mir...“ flüstert sie fast unhörbar in mein linkes Ohr. Sogleich fängt sie mich wieder ein, und eine Locke kitzelt meine Wange, während sie ihr Gesicht an meine Schulter schmiegt. Ich merke, dass sie nicht gern alleine tanzt, und ziehe ihren Körper fester an den meinen. Meine Augen bleiben geschlossen. Wir drehen und wiegen uns im Kreis, schaukeln in den Wellen einer Umarmung. Ich streue einen Kuss auf ihre Haare, rieche ihren wunderbaren Duft, der sich mir entgegenwühlt mit dem zarten Wuschelhaar. So tanzt sie also in der Welt – mit einem Mund, der so schmeckt wie das Tauwasser

eines Grashalmes, mit einer Nase, welche mit feurigem Gluthauch schweißnasses Tränenwasser auf samtener, feinporiger Haut trocknet. Kein Traum kann schöner sein als ausgestreute Wortfetzen, welche tiefe Sorgen auswaschen und mit Liebe ertränken. Bevor Worte sich ins Gegenteil verkehren, verblühen sie nicht in der Fantasie, sondern ergießen ihre schlichte Botschaft in den Kelch der Seele.

Sind es wenig oder viele Worte, die ich spreche, die ich höre? Es scheint nicht wichtig zu sein, wieviele es sind. Allein, wie sie verklingen, entscheidet, zu welcher Musik wir tatsächlich tanzen.

„Ja, ich kann sie hören, diese Töne, welche sich manchmal überschlagen, sich dann aber wieder rhythmisch angleichen...“ quillt es in einer atemlosen Sekunde über meine Lippen. In den Wogen der geräumigen und belebten Luft stranden wir auf dem Sofa, das sich durchbiegt unter dem Gewicht zweier Schneeglöckchen, deren Blüten miteinander verschmelzen. In reiner Dunkelheit geschlossener Lider zerfließen die stöhnenden Stimmen wie Meeressand, der aneinanderreibt unter der Last aufklatschender Wasserwellen. Nach einer Weile ruhen unsere Körper auf dem Strand, der keine Flut und keine Ebbe kennt. Als die letzten bewussten Gedanken vom Allegro bis zum Andante des Herzklopfens verweht werden, löst sich die letzte verklemmte Sprungfeder des Sofas mit einem leisen Quietschen. Dann verwirbelt sich die gleichmäßige Atmung zweier Menschen und entführt mich fast unmerklich in die erträgliche Schwere des Schlafes.

Das Feuer der ersten Sonnenstrahlen, welches von irgendeinem gegenüberliegenden Fenster des Nachbarhauses reflektiert wird, weckt mich. Das Lichtglüster durchbricht die letzten verklärten Nebel der nächtlichen Landschaften. Es wirft mich in die Zeit des aufgehenden Tages. Sie ist weg. Verschwunden. Wie eine Fee, die das Einmaleins der Buchstaben zu einem Gedicht vermischt und es dann wieder in seine Bestandteile zerlegt. Wohin? Keine Formel der Naturgesetze wagt für sich allein zu stehen. Alles dreht sich in

meinem Gehirnkasten. Erklärungen finden keinen Ausgang aus den Gedankenschubladen, pochen lediglich prüfend an verschlossene Türen. Niemand öffnet.

Als meine Zehenspitzen den Fußboden berühren und ich kerzengerade dastehe, pumpt das Herz wächsernes Blut in die oberen Brennzellen. Ein leichtes Schwindelgefühl projiziert kaskadenartig Lichtpunkte in die Reizgefäße der Netzhaut. Ein paar Schlucke köstlichen Wassers verbannen die Trockenheit der nächtlichen Hitze. Magensäfte freuen sich auf das erste Opfer – eine mit Butter beschmierte Brotscheibe, die ich hastig kauend zerkleinere, während ich die beiden Kaffeetassen in die Küche trage. Also war alles wahr. Keine Lügen, die sonst sofort vom Tageslicht durchleuchtet werden. Die restlichen Klamotten sind schnell übergestreift. Ein Blick aus dem Fenster enthüllt die ersten Spuren des Morgens. Wenige Menschen bahnen sich ihren Weg zur Arbeit, treten schleppend – manche auch vergnügt – durch noch unverdampfte Wasserpfützen. Es sind die letzten Spuren vom Vorabend.

Als ich die Wohnungstüre hinter mir verschließe, merke ich, dass ich den Schlüssel drinnen vergessen habe. Keine Umkehr also. Die ratternden Schritte, welche die Holzdielen treppabwärts poltern, mechanisieren sich wie ein Uhrwerk. Der hölzerne Kuckuck einer kunstvoll geschnitzten Schwarzwalduhr öffnet zu jeder Stunde sein Türchen – mir strömt die Zeit mit den Geräuschen der Straße entgegen. Wohin? Ihre Schritte sind zerschmolzen auf schwarzem Asphalt. Meine Augen folgen Spuren, die lange schon verwischt sind. Ihr Gesicht vermischt sich jetzt irgendwo mit denen tausender anderer. Es ist unsichtbar wie die Luft, in der wir getanzt haben. Nur noch die Erinnerung belebt die sagenhaften Gesichtszüge, und mir ist, als ob ein liebender Kuss auf den Lippen brennt.

Da entdecke ich ihre Wollmütze, welche in die Fahrrinne geweht wurde. Meine Hände ergreifen sie. Das noch ein wenig mit Wasser getränkte dunkelgrüne Knäuel presse ich aus und verabschiede mich vom Straßenrand. Ich mache mich auf den Weg durch die Häuserschluchten, die ab und zu mit Sonne und Leben gefüllt, dann wieder schattig und verlassen sind. Sie lenken meine Schritte in eine ungewisse Richtung. Ich weiß, dass ich nur ein Stück von einem Spiegel besitze. Sie ist ein namenloser Spiegel, dessen Spiegelfläche aus einem Mund, einer Nase, Ohren, Händen und Füßen besteht. Ihr Kristall schimmert in ihren Worten, die sie an mich verschenkte. Ich schließe meine Augen und höre genau, was ich gewöhnlich übersehe. Ich rieche Schneeglöckchen, die zu Schneewasser schmelzen und nur langsam verdampfen.

Bastian Fährlich, Eningen u.A., Deutschland, 1993